

**Zeitschrift:** Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins  
**Herausgeber:** Schweizerischer Elektrotechnischer Verein ; Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke  
**Band:** 58 (1967)  
**Heft:** 26

**Artikel:** Über das Wasser im Bernbiet  
**Autor:** Schumacher, Edgar  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-916323>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Über das Wasser im Bernbiet

von † Edgar Schumacher, Bolligen

Reich und behaglich fliessen im Bernerland die Wasser, mehr als etwa sonstwo gleichsam einem Zuge folgsam. Denn sie sind auf die Aare eingestellt und gehören so gut wie alle zu ihr. Die gibt dem Ganzen Rhythmus und Charakter; die bildet recht eigentlich das Hauptlineament der Landschaft. Aus dem Alpental von Thun tritt sie heraus, einzige vollberechtigte Vertreterin der vielfachen Gewässer des Oberlandes, strömt durch das Mittelland und bringt Bern ihre kräftig verschnörkelte Huldigung dar. Sie nimmt auf, was zunächst fliesst, und lässt dem Entfernteren vorerst seinen Lauf; das wird sich alles schon noch finden. Denn jetzt, nach dem gelinden und ehemals von allerhand Servituten beschwerten Zug durchs Seeland, biegt sie entschlossenen Sinnes ostwärts um, den Jurafuss begleitend; und nun hat sie freilich alle Gelegenheit, in sich aufzunehmen, was da noch unterwegs ist, vor allem die eigenwillige und zu Zeiten höchst widerborstige Freundin Emme. Wenn solcherart etwas wie eine Einheit der Sachlage gegeben ist, so ist damit aber nichts weniger als eine Einheit des Anblicks und der Stimmung geschaffen. Das Besondere beharrt und setzt sich überzeugender durch als das Verbindende.

Die Wasserstürze des Oberlands werden wohl nur dem Rheinfluss im Range weichen müssen. Und selbst dann noch mag die Frage offen bleiben, wo das dichterische Erlebnis und das künstlerische Ergebnis eindrücklicher war. Am 9. Oktober 1779, auf seiner zweiten Schweizer Reise, sah Goethe den Staubbach, und der vom Wasser so Ergreifbare, ihm so vertraut Hingegebene dichtete jenen «Gesang der Geister über den Wassern», der so befriedet ausklingt:

«Seele des Menschen,  
Wie gleichst du dem Wasser!  
Schicksal des Menschen,  
Wie gleichst du dem Wind!»

Einige Jahrzehnte später hat ein unruh- und unmutvollerer Geist, Lord Byron, diesen Anblick mit ganz anderen Sinnen aufgenommen: ihm wurde die mächtige Wasserfahne des Staubbachs zum Schweif des fahlen Pferdes in der «Offenbarung», das der Tod beschreiten soll; und so ist das Bild in die faustische Dichtung «Manfred» eingegangen.

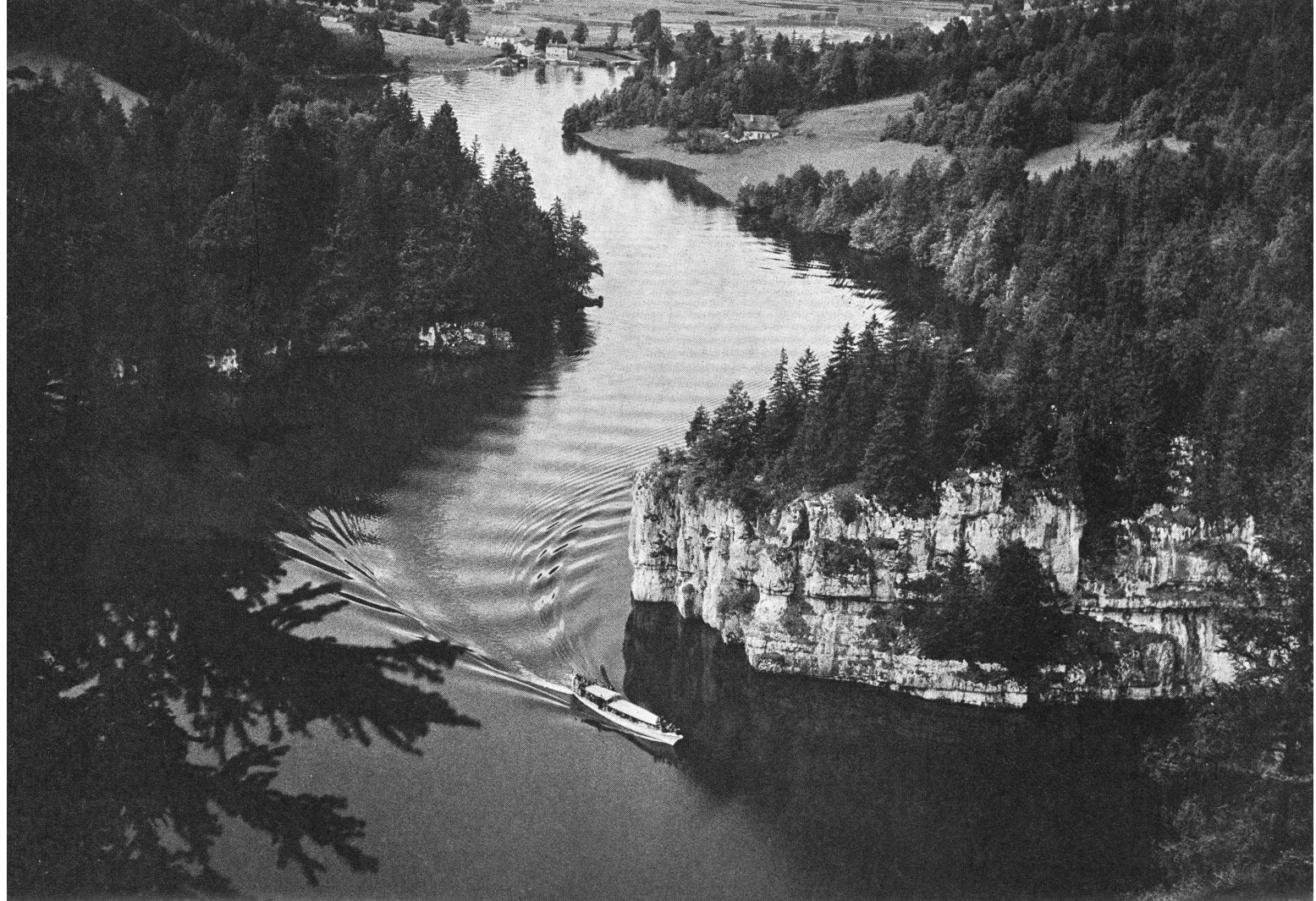
Man hat bernischerseits von früh her einen Stolz auf das schöne, reichliche, reinliche Wasser. Man liess sich seine Pflege angelegen sein und freute sich, wenn prominente Gäste mit ihrer Anerkennung nicht kargten. Um 1700 hat ein Engländer von ungemeinen Gaben die Schweiz vom Lemman zum Bodensee durchreist. Über Bern merkt er an: «Die Stadt Bern ist prächtig mit Wasser versehen. Eine grosse Zahl schöner Brunnen ist von einem Strassenende zum andern in bestimmten Abständen verteilt. Es ist überhaupt kein Land der Welt besser mit Wasser versorgt als die Teile der Schweiz, die ich durchreist habe. Überall an den Strassen trifft man ständig fliessende Quellen, die in mächtige unterstehende Tröge sich ergiessen, eine wundervolle Bequemlichkeit in einem Lande, das so überschüssig mit Pferden und Vieh dotiert ist.»

Bei so viel Pflege ging auch Liebe mit, und der Brunnen ist im Bernerland ein rechter Inbegriff verstehenden Zusammenlebens geworden und zu einem Teil auch immer noch geblieben. Da gehörte auch der Schutz dieses wertigen Gutes wesentlich dazu, und es fand darin nicht nur eine hygienische, sondern auch eine sittliche Verpflichtung ihren Ausdruck. Darum scheint man auf Verstösse besonders scharf reagiert zu haben. So möchte man aus einer abstrusen, aber kaum nur aus der Luft gegriffenen Begebenheit schliessen, die ein Schwankzähler aus dem 16. Jahrhundert berichtet. Da sei einer gewesen, den habe die Wut geplagt, in aller Leute Munde zu sein, gleichviel in welcher Weise und mit welchen Mitteln. Da habe er denn jenen Unhold aus dem Altertum nachgeahmt, der zu solchem Ziele den Diana-Tempel von Ephesus in Brand steckte; nur dass die Praxis seines Vorgehens um einiges dreckiger und anrühiger war. Da habe er in der Stadt Bern herum die Brunnen versaut und die Röhren verschmiert. Darob sollen ihn die Berner ergriffen und kurzerhand ersäuft haben, um ihm alle Sorge um ein weiteres Bekanntwerden abzunehmen. Zuzutrauen war es ihnen schon.

Ein so lebendiges, so temperamentvolles Element wie das Wasser kann sich nicht begnügen, nur eben friedlich zu sein. Hie und da will es auch anders und manchmal sehr entschieden anders. Dann kommen die Auseinandersetzungen, und jetzt allerdings geht es für den Menschen darum, Herr der Lage zu bleiben. Denn mit den Elementen gibt es keinen Kompromiss. So ist von Wassersnot im Bernbiet des öfteren die Rede. Um 1480 schreibt der Chronist «Von grosser Wassergüsse»: «Uf den sechsten Tag August ist ein semlicher erschrocklicher Wasserfluss kommen, dass ein Stadt Bern mit dem Sakrament und allem Heiltum gan Marzili an die Aaren gangen, Krüzgäng und Seelentag verordnet . . .». Dass solches auf die Dauer nicht reichte und dass tätiger Abwehr am Platze war, das sah man aber auch ein, und so setzte man ein, was zum Vorbeugen und



7  
Boay



zum Wehren tauglich war, immer zwar mit dem Wissen um das Unberechenbare des Elementes. Ein Denktage war der 13. August 1837. Jeremias Gotthelf hat ihn beschrieben in seiner «Wassernot im Emmental», mit einigen mächtigen Akzenten und einem unheimlich schleppenden Nachtrab von geistlichen Betrachtungen und Ermahnungen. Eindrucksvoll und unheimlich aber ist das Bild vom Losbrechen der alten Emmenschlange, die «riesenhaft durch den Röthenbach ihrer alten Emme zustürzt, auf ihrer Stirn ein grün Zwerglein tragend, welches mit mächtigem Tannenbaum ihren Lauf regiere . . .». Und da sind wir denn im Bereich von Sage und Mythos und wiederum bei all den Wesen und Unwesen, die allerorten im Wasser ihre Zuflucht und ihr Tummelfeld haben.

Von der Notwehr ging der Mensch dann zur Offensive über, und es war so etwas wie ein siegreicher Endkampf, der seit den ausgehenden sechziger Jahren mit der Korrektur der Juragewässer und der Entsumpfung der Seelandgebiete einsetzte und zu guten Zielen vorwärts getrieben wurde, wobei auch die Aare selber, dulddend oder grollend, sich entschiedenen neuen Bestimmungen fügen musste. Es war damit die menschliche Herrschaft unbestritten, und der Mensch, wie er schon einmal ist, ging stracks zur Ausnützung über. Dass aber das Wasser nicht nur unter die Botmässigkeit, sondern auch unter die Schutzpflicht des Menschen getreten war, dafür hatte man in den Jahrzehnten des naiven Fortschrittsglaubens wenig Sinn. Man vergass, dass das Verhältnis zur Natur ein anderes ist als das zum unbeseelten Werkstoff, dass auch sie ihre Bedingungen stellt und durchsetzt. Bis man auf einmal vor der unerwarteten und peinlichen Frage stand: Wie ist das eigentlich mit unserem Wasser? Was wird aus ihm? Es war doch ein Glück, dass vor allem auch technisch Schaffende sich auf diese Dinge besannen. Zwei Begriffe hatte man, wenn vom Wasser die Rede war, wie selbstverständlich mit genommen: die Schönheit und die Sauberkeit. Nun erschienen beide gefährdet, wenn auch nicht ganz in derselben Masse. Die Verunglimpfung des Schönen reicht an die feinsten Güter des Gemütes und der Seele, und es ist eine armselige Gemeinschaft, welche die Schönheit der Natur kampfflos jedem Gewinn- und Nutzstreben opfert. Doch sind auf diesem Gebiete Verständigungen immer noch möglich und für mittlere Lösungen verständige Wege offen. Die Frage nach der Sauberkeit geht an die Wurzel selber, und sie preisgeben, heisst, Grundlagen der eigenen Existenz aufs Spiel setzen. Darum ist die Forderung auf diesem Feld eine unbedingte und unerbittliche.

**Adresse des Autors:**

Dr. Edgar Schumacher †, Krauchthalstrasse 10, 3065 Bolligen.

## Die Technik im Licht kultureller Verantwortung

von Hans Zbinden, Bern

Die Gewinnung von Elektrizität aus fliessendem Wasser und aus künstlichen Wasserspeichern, eine der technisch und wirtschaftlich bedeutsamsten Errungenschaften modernen Forschergeistes, hat naturgemäss schon sehr früh eine Reihe von kritischen Fragen aufgewühlt und Besorgnisse erregt, die bis heute nicht ganz überwunden erscheinen. Es handelt sich um so tiefgreifende, oft massive Eingriffe in die Ökonomie der Natur, in deren Wasserhaushalt wie in das Bild der Landschaft, dass es nur zu begreiflich ist, wenn solche Projekte und Bauten ebenso häufig heftige Kontroversen auslösten, wie sie gleichzeitig als Zeichen einer neuen, revolutionären Entwicklung begrüsst und bewundert wurden.

Viele Menschen fragten sich und fragen oft heute noch, ob hierbei nicht das natürliche Gleichgewicht und die gewachsene Ordnung der Kräfte missachtet, gefährdet oder gar zerstört werden. Und es lässt sich nicht leugnen, dass, namentlich in den Anfangsstadien, durch einseitige, rein technisch-rational zielende Eingriffe oft wichtige, lebensnotwendige Zusammenhänge, Voraussetzungen eines gesunden Naturhaushaltes, geschädigt oder regional vernichtet wurden. Meist zeigen sich die Folgen solcher Veränderungen

erst nach langen Zeiträumen; eine nachträgliche Korrektur erweist sich als unmöglich oder nur unter ungeheuren Opfern durchführbar, mit denen ein allzu kurzfristig errungener Wirtschaftsvorteil dann vielfach rückvergütet werden muss.

Besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht das Problem der Verschmutzung unserer Gewässer. Man hat aus einem rein technisch-industriellen Denken heraus und aus der Teil-sicht einer unmittelbaren wirtschaftlichen Rationalität und Rentabilität durch Jahrzehnte hindurch die zunehmende Vergiftung von Gewässern durch chemische und andere Abwässer sorglos zugelassen; oder man hat durch schematisch-harte, scheinbar rationelle Begradigung und betonierte Kanalisation von Wasserläufen, wie auch durch Beseitigung von Hecken und Gebüschrändern, aus dem Streben nach extremster Bodennutzung und aus einem einseitig orientierten Planen heraus, wesentliche Erfordernisse gesunden Wasserhaushalts, der Schonung von Quellenströmen wie der selbsttätigen Erneuerung stehender Wasser lange Zeit entweder übersehen oder als geringfügig erachtet. Mit dem Ergebnis, dass wir heute, nach Jahrzehnten solcher Überlastung, die durch die rasche Bevölkerungszunahme und